

ANDREA GUNKLER

Wahre Heldinnen

STARKE FRAUEN AUS NORDHESSEN



Wartberg Verlag

ANDREA GUNKLER

Wahre Heldinnen

STARKE FRAUEN

AUS NORDHESSEN



Wartberg Verlag

Bildnachweis

Mara: WC, d'Aubigny: <https://singinginthearchives.wordpress.com/>, Reden: Redenhof, Bose: WC, Meysenbug: WC, Henschel: WC, Förster: WC, Nussbaum: WC, Sichel: WC, Greger: WC, Selbert: WC, Bissing: Erika, Jg. 43,1 (1940), Juda: dpa Picture Alliance GmbH (empics (John Stillwell/PA Wire URN: 23003680), Spiegel: WC, Brückner: UB (Teutopress), König: König, Jütte: AG, Arndt: Udo Wettklaufer, Horchler: Peter Kornatz, Schäfer: WC

AG = Andrea Gunkler

UB = ullstein bild

WC = Wikimedia Commons

Titelbild: ullstein bild (Wolff & Tritschler)

1. Auflage 2018

Alle Rechte vorbehalten, auch die des auszugsweisen

Nachdrucks und der fotomechanischen Wiedergabe.

Gestaltung und Satz: r2 | Ravenstein, Verden

Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Kassel

Buchbinderische Verarbeitung: Buchbinderei S. R. Büge, Celle

© Wartberg-Verlag GmbH

34281 Gudensberg-Gleichen • Im Wiesental 1

Telefon: 056 03/9 30 50 • www.wartberg-verlag.de

ISBN 978-3-8313-3212-0

Inhalt

4 Vorwort

- 5 „*So sing Sie!*“
Gertrud Elisabeth Mara (1749–1833)
- 8 *Musizieren lernen mit Lust*
Nina d’Aubigny von Engelbrunner
(1770–1847)
- 11 *Eigenständiges Denken verlernt man nicht*
Philippine von Reden (1775–1841)
- 14 *Erkenne dich selbst*
Louise von Böse (1813–1883)
- 17 *Den eigenen Platz erobern*
Malwida von Meysenbug (1816–1903)
- 20 *Eine Frau am Steuer?*
Sophie Henschel (1841–1915)
- 23 *Mut, Ausdauer, Idealismus, Demut*
Auguste Förster (1848–1926)
- 26 *Hingabe für andere Menschen*
Sara Nussbaum (1868–1956)
- 29 *Unwillkommene Fremde in der Heimat*
Frieda Sichel (1889–1976)
- 32 *Eine Truhe voller Noten*
Luise Greger (1862–1944)
- 35 *Sternstunde*
Elisabeth Selbert (1896–1986)
- 38 *Fliegen, nur fliegen*
Vera von Bissing (1906–2002)
- 41 *Kunsthändlerin mit Bildungsabsicht*
Annely Juda (1914–2006)
- 44 *Unter nicht nur freundlichen Mitbürgern*
Marga Spiegel (1912–2014)
- 47 *Gemeinsam im Alter*
Christine Brückner (1921–1996)
- 50 *Retterin der Vögel*
Roswitha König (*1961)
- 53 *Landwirtin mit Herz und Seele*
Claudia Jütte (*1967)
- 56 *Suppe macht glücklich*
Manuela Arndt (*1971)
- 59 *Das Rennen ihres Lebens*
Nadine Horchler (*1986)
- 62 *Mit Leidenschaft zum Erfolg*
Carolin Schäfer (*1991)

VORWORT

Heldinnen sind stark. Heldinnen gehen ihren eigenen Weg. Heldinnen vertreten ihre Überzeugungen mit Mut und Leidenschaft. Heldinnen setzen sich über die vorherrschenden Denkweisen hinweg. Heldinnen haben Ziele. Heldinnen gehen gestärkt aus Niederlagen hervor. Heldinnen ...

Führen Sie selbst weiter, was eine Heldin für Sie ausmacht.

Seit fast 70 Jahren steht im Grundgesetz: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“. Warum sollte es also heute noch notwendig sein, ein Buch über „Heldinnen“ zu lesen? Weil wir von dem Ideal, das sich Elisabeth Selbert mit dem Wortlaut des Artikels 3, Absatz 2 des Grundgesetzes gewünscht hat, noch weit entfernt sind. Alte Rollenbilder stecken fest in den Köpfen.

Die Aufgaben von Frauen sehen viele Menschen noch immer im Bereich „Kinder, Küche, Kirche“. Noch heute ist es keineswegs selbstverständlich, dass Männer und Frauen für dieselbe Arbeit auch denselben Lohn erhalten. 70 Jahre und eine Zeile im Grundgesetz reichten nicht aus, um ein neues Bild zu entwickeln, das die Frau und ihre Rolle im Leben so darstellt, wie sie sein könnte: beide Geschlechter als Partner. Jeder, ob Mann oder Frau, hat das Recht, sich seinen Platz im Leben zu nehmen. Jeder und jede hat Träume, für die es sich lohnt, sich über die Grenzen des Althergebrachten hinwegzusetzen. Gemeinsam, als Partner im Leben, können Frauen und Männer die Chancengleichheit erschaffen, die einer Elisabeth Selbert vorschwebte.

Deshalb ist es auch heute noch wichtig, Bücher über „Heldinnen“ zu lesen, die ihren Weg gegangen sind. Die Geschichten in diesem Buch, lieber Leser, liebe Leserin, mögen Ihnen ein Vorbild sein im Bemühen, sich Ihren Platz im Leben zu nehmen.

Lassen Sie sich inspirieren!

Ihre





Elisabeth Mara - Porträt, gemalt von Anton Graff (1775)

„SO SING SIE!“
GERTRUD ELISABETH MARA
(1749-1833)

Wer Friedrich den Großen von seinen Talenten überzeugte, erntete Bedeutsamkeit und Ruhm, nicht aber Freude und Genuss. Die Sängerin Gertrud Elisabeth Mara, geboren 1749 in Kassel, bekam seine Bewunderung, aber auch seine Willkür zu spüren. Am Ende obsiegte sie – mit der Kraft der Liebe.

Wahre Heldinnen

Die junge Sängerin betrat den Konzertsaal im Palais Sanssouci, sah den König zusammengekrümmt in seinem Lehnsessel sitzen, vernahm seinen trockenen Husten. Ruhig und gelassen trat sie auf. Sollte er sie doch ablehnen! Was machte das schon? Sie wollte sowieso nicht in Berlin bleiben. Italien war ihr Ziel, um ihre Gesangstechnik zu verfeinern. Dem preußischen König Friedrich II., genannt „der Große“, war zu Ohren gekommen, dass sich die gefeierte Elisabeth Schmeling (zu dieser Zeit trug sie noch ihren Geburtsnamen) in Berlin aufhielt. Er hatte sie kommen lassen, trotz seiner Vorbehalte. „Eine deutsche Sängerin? Ich könnte ebenso erwarten, dass das Wiehern meines Pferdes mir Vergnügen machen könnte.“

Vom ersten Lied an begeisterte sie den Monarchen. „Ja, Sie kann singen!“, rief Friedrich. Ein Talent wie das ihre galt es zu binden, und zwar mit einem Vertrag über 3000 Taler pro Jahr, später verlängert auf Lebenszeit. Der König legte ihr Fesseln an. Von Kindesbeinen an war Elisabeth es gewöhnt, für sich selbst zu sorgen. Doch ihr Vater, der sie begleitete, drängte darauf, den Vertrag anzunehmen.

Die ersten Jahre am Königshof waren glückliche Jahre für sie, obwohl sie weiter von Italien träumte. Es fehlte ihr an nichts, außer an Freiheit. Sehenden Auges hatte sie sich in ein Gefängnis begeben – und nur Friedrich von Preußen hatte den Schlüssel dazu.

Des Königs erste Sängerin war begehrt, nicht nur beim Publikum, auch bei den Männern. „Es sollte mir fehlen, dass ich heirate“, sagte sie einst, „damit ich einen zweiten Willen eines Mannes über mich zu erkennen habe.“ Doch dann begegnete sie Johann Mara, Cellist in Diensten des Prinzen Heinrich von Preußen. Ihm verfiel sie mit ganzem Herzen, obwohl alle Welt ihr den Mann ausreden wollte. Amor leite die „Strauchelnde und Irrende an einen Busch, aus dem wüstes Tönen hervorschallt“.

Zu spät erkannte Elisabeth, dass ihr Gönner Friedrich II. recht hatte mit seiner Ablehnung Maras. Ihr Ehemann sorgte für reichlich Verdruss: Er trank, verprasste ihr Geld, machte sich hinter ihrem Rücken über sie lustig. Die Ehe wurde zum Martyrium. Doch die Liebe wollte nicht schwinden. Er machte Versprechungen, alles würde gut zwischen ihnen, wenn sie nur Berlin verließen. Elisabeth glaubte ihm, vergab ihm, ersuchte beim König um Urlaub, um ihre angeschlagene Gesundheit zu kurieren.

Friedrich lehnte ab. Dass sie diesen Mann geheiratet hatte, entrüstete ihn noch immer. „Er kann gehen, Sie aber soll bleiben!“ Bittbrief um Bittbrief beschied er abschlägig. Als sie ein Konzertangebot aus London erreichte, drängte Johann sie, es wegen des hohen Honorars an-

zunehmen. Doch ihr fehlte die Kraft, ein weiteres Mal beim König vorstellig zu werden. Ihr eigener Wille schwand. Als sie eine Totgeburt erlitt, sagte sie zu einem Freund: „Ich bin nicht geschaffen, wie andere Frauen in der Liebe und Ehe glücklich zu sein; ich hätte nie heiraten sollen.“

„La Mara“ wurde schwermütig, worunter auch ihre Sangeskunst litt, was wiederum den König verärgerte. Eines Abends ließ er sie vom Krankenlager auf die Bühne holen. Seine Sängerin hatte zu singen, wann er das wollte! Elisabeth schleppte sich ins Opernhaus, sang, halbherzig zuerst, doch dann entdeckte sie in ihrer Loge Prinzessin Amalie, ihre Förderin und Freundin. Vor ihr wollte sie sich keine Blöße geben. Der Ehrgeiz siegte, sie sang ein prächtiges Duett, versetzte das Publikum in Entzücken.

Diesen Auftritt bezahlte sie mit langer Krankheit. Sie wollte raus aus diesem goldenen Käfig, spann mit Johann Fluchtpläne. Doch alle Versuche misslangen. Der letzte brachte Johann Mara die Verbannung ein. Elisabeth war für Friedrich nur die Verführte, die volle Härte seiner Strafe sollte den Mann treffen.

Der König hatte nicht mit der Liebe dieser Frau gerechnet. Sie wurde bei ihm vorstellig, bat um die Entlassung ihres Mannes. Dafür würde sie auf die Hälfte des Gehalts verzichten. Friedrich, der ohnehin gerade Sparpläne verfolgte, willigte ein. Die Opferbereitschaft der Frau machte sie vor dem Publikum zur Heldin. Vielleicht im Begreifen, dass er mit dem erzwungenen Auftritt zu weit gegangen war, gab der König Elisabeth Mara schließlich frei. Sie, die über all den Schmerz depressiv geworden war, floh auf und davon. Doch erst zehn Jahre später sollte sie ihren Sehnsuchtsort Italien erreichen.

Der Fesseln des Dienstes bei Hofe Friedrichs entledigt, trennte sie sich schließlich auch von Johann. Ihre Erfolge in Paris, später in London, gaben ihr die Kraft, das Martyrium, das diese Ehe trotz aller Liebe für sie bedeutet hatte, endlich hinter sich zu lassen. ♀



Frau mit Harfe um 1800 -
Gemälde: Selbstporträt mit Harfe
von Rose Adelaide Dureux, 1791

MUSIZIEREN LERNEN MIT LUST

NINA D'AUBIGNY VON ENGELBRUNNER
(1770-1847)

Dass sich eine Frau zu Beginn des 18. Jahrhunderts als Musikpädagogin hervortat, darf als ungewöhnlich betrachtet werden. Nina d'Aubigny von Engelbrunner, geboren 1770 in Kassel, aber fand Beachtung, sowohl in adeligen als auch in bürgerlichen Kreisen.

Nina d'Aubigny von Engelbrunner

Als Helene Lucie Colson das Haus ihrer Lehrerin betrat, um in Gesang unterrichtet zu werden, entdeckte sie dort eine Harfe.

„Oh, ich wüsste nicht, was ich darum gäbe, wenn ich die Harfe lernen könnte.“

„Haben Sie denn eine Harfe?“

„Meine Großmutter hat eine von unserm seligen Großvater Bach, aber die hat keine Saiten mehr.“

Dieses Mädchen brachte alles mit, was Nina d'Aubigny von Engelbrunner sich von ihren Schützlingen wünschte: Begeisterung und Neugier. Sie war der Ansicht, ein Mensch, der mit Lust und Liebe bei der Sache sei, könne alles lernen, wenn man es ihm nicht verleidet. Wie sie ihre Schülerinnen und Schüler unterrichtete, davon erzählen die „Briefe an Natalie über den Gesang“, das viel beachtete Hauptwerk der in Kassel geborenen Schriftstellerin, Sängerin und Musikpädagogin.

Ihr Ansatz für den Unterricht erscheint aus heutiger Sicht modern. Auf der Basis musikalischer Praxiserfahrungen verfolgte ihr Unterricht zunächst kleine Ziele, wie das Einstudieren einfacher Lieder, das Hervorbringen eines klaren Tons, bevor sie theoretisches Wissen oder tiefergreifende technische Hinweise gab. Immerhin sollten die Mädchen, derer sie sich annahm, keine Virtuosinnen auf einem Instrument werden. Ziel war es, dass sie im Familienkreis oder bei Gesellschaften Lieder singen konnten und sich selbst auf einem Instrument dabei begleiten. Das war Mode zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Sowohl in adeligen Kreisen als auch in der bürgerlichen Gesellschaft zählte Kunstgenuss dieser Art zum guten Ton.

Solch eine Herangehensweise war in der Zeit, in der Nina d'Aubigny von Engelbrunner lehrte, keine Selbstverständlichkeit. Im Gegenteil. Musikschüler, so die allgemeine Auffassung, sollten in Anwesenheit eines Lehrers einen bestimmten Stückekanon einüben, meist solche Lieder, die für Erwachsene komponiert waren, eben auch für erwachsene Hände, kaum geeignet für die noch kurzen Finger von Kindern. Lehrwerke im ausgehenden 18. Jahrhundert stammten überwiegend von Männern. Dass eine Frau sich in diesem Feld betätigte, kam einer Revolution gleich.

1803 erschienen Nina d'Aubigny von Engelbrunners „Briefe“, Reflektionen über Gelungenes und Misserfolgen im Musikunterricht. Sie diskutiert darin mit der fiktiven Schülerin Natalie, in der durchaus ihr Neffe Eduard Horstig zu erkennen ist oder die bereits erwähnte Helene

Wahre Heldinnen

Lucie Colson, Enkeltochter der „Bückeburger Bachs“. Denn ihre Unterrichtsmethoden entwickelten sich mit jedem Schüler, mit jeder Schülerin weiter.

Dass sie ihre Erkenntnisse in Form von „Briefen“ mitteilte, erwies sich als Kunstgriff. Die im Konversationston gehaltenen Texte maßten sich keinerlei wissenschaftliche Expertise an, sie machte den Lehrwerken männlicher Autoren damit keine Konkurrenz. So wurden ihre Texte „salonfähig“. Sie richteten sich an Mütter und Erzieherinnen – und an die Schüler selbst.

Wer wie Helene Lucie Colson bei Nina d’Aubigny von Engelbrunner zu den ersten Unterrichtsstunden erschien, durfte sich zunächst einmal ausprobieren. Musiklehre, Notenlesen etwa, übte sie mit den Schülern „durch mannigfaltige Spiele“. Manch ein Mädchen forderte sie auf, ein einmal gehörtes Lied, das ihr gefiel, auf dem Piano nachzuspielen. Auf diese Weise schulte sie das Gehör ihrer Schützlinge – ihrer Ansicht nach eine wesentliche Voraussetzung für einen erfolgreichen Unterricht. So erlangten die Kinder ein frühes Erfolgserlebnis, das sie dazu ermunterte, sich weiter auszuprobieren, auch zu Hause, wenn ihre Lehrerin nicht zugegen war. Spontanes Ausprobieren war Nina d’Aubigny von Engelbrunner wichtiger als ein strenger Übungskanon. Wer so schnell den Zugang zu musikalischem Erleben findet, verliert kaum die Lust am Üben.

Im Gegenteil – Helene Lucie Colson zum Beispiel konnte es kaum abwarten, bis das Instrument ihrer Großmutter neu besaitet war.

„Und nun spielen Sie mir gleich auf der Stelle: ‚Freut euch des Lebens‘“, sagte sie zu ihrer jungen Schülerin.

„Wie könnte ich das?“

„Versuchen Sie nur, Sie können es gewiss; Ihr Ohr wird es Sie lehren.“

Dass es so war, wusste sie aus eigener Erfahrung. Sie hatte das Pianospel selbst so gelernt.

Ihre Methode fand Anerkennung, 1824 erfuhren die „Briefe“ eine erweiterte und überarbeitete zweite Auflage. Damit schaffte sie den Menschen in der gerade erwachenden Romantik eine Grundlage, sich die Fähigkeiten anzueignen, um bei Liederabenden im Kreis der Freunde als Sängerinnen und Instrumentalisten zu bestehen. ♪



Porträt Philippine von Reden, geb. Freiin von Knigge,
auf dem Redenhof bei Hameln

EIGENSTÄNDIGES DENKEN VERLERNNT MAN NICHT

PHILIPPINE VON REDEN
(1775-1841)

Ihr erstes Gedicht erschien, da war sie zehn Jahre alt. Mit 15 veröffentlichte sie ihr erstes Buch. Philippine von Reden, geboren 1775 in Kassel, unterwarf sich der Beweisführung ihres Vaters, Adolph Freiherr von Knigge, dass auch Mädchen in den Wissenschaften zu unterweisen wären – und verfasste ein philosophisches Lehrwerk.

Wahre Heldinnen

„Thue, was du willst, so wird aus dir werden, was ich nicht verantworten will!“ – Einen solchen Satz vom Vater zu lesen, dürfte für Philippine schmerhaft gewesen sein. Dabei lernte sie so fleißig, viel mehr, als andere in ihrem Alter zu lernen hatten – obwohl sie ein Mädchen war.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war die Allgemeinheit der Auffassung, allein den Männern gebühre es, sich dem Denken hinzugeben, auf dass sie damit über das „Glück der Welt“ entschieden. Bei Frauen hingegen gebäre das Denken bloß „Grillen“, was die Vernachlässigung und Zerrüttung von Ehe und Hausstand nach sich zöge. Doch dieser Meinung war Adolph von Knigge gar nicht. Möglicherweise lag in seinem stets gärenden Widerspruchsgeist die Ursache dafür, dass ausgerechnet er seine Tochter in allerhand Wissenschaften erzog. Knigge war ein „linker Hund“, ein Satiriker, der mit seinem freiheitlichen Denken bei seinem Arbeitgeber in Ungnade gefallen war. Vor dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel floh er nach Frankfurt am Main, später nach Bremen. Seine Frau und Tochter Philippine zogen ohne ihn nach Detmold. Was er seiner Tochter bis dahin an Unterweisung hatte zuteilwerden lassen, musste er nun per Brief fortführen. Schließlich galt es, etwas zu beweisen.

Dass Philippine als pubertierendes Mädchen anderes im Sinn hatte als stetes Lernen, lässt sich aus den Zeilen herauslesen, die der Vater seiner Tochter schrieb. Philosophines Briefe gingen leider verloren. Knigge schrieb: „Das Französischschreiben gefällt Dir nicht mehr“, wenn ein freitäglicher Brief Philosophines in dieser Sprache ausblieb. Oder: „... dass du anfiengst, mit mehr Beharrlichkeit eigene Meinungen, eigene Grillen (...) gegen mich zu behaupten.“ Sätze wie diese deuten auf regelrechte Lernverweigerung hin. Doch schließlich, das zeigen die späteren Briefe, musste sie sogar Freude entwickelt haben am Erlernen neuen Wissens.

Im Vorwort zu ihrem 1789, im Jahr der Französischen Revolution erschienenen Buch „Versuch einer Logic für Frauenzimmer“ heißt es: „Diese Arbeit machte mir ein unbeschreibliches Vergnügen.“ Es ist ein Buch über das Denken selbst, eine Sammlung all dessen, was ihr Vater ihr in persönlichem Unterricht und mittels seiner Briefe beigebracht hatte. Angereichert hat sie diese Lehre vom vernünftigen Schlussfolgern mit Beispielen, die ihre eigene Sicht der Dinge durchblicken lassen. Um die Technik des Herleitens eines Schlusses zu erläutern, zieht sie den Widerspruch heran, dem Vater Freude machen zu wollen, indem sie ihren Geist schult, wobei ihr aber Zeit abgeht, die häusliche Geschicklichkeit zu festigen, die dafür nötig wäre, dem Vater ein gutes Mahl zu kochen.

Philippine von Reden richtete sich mit Bedacht an Frauen. Es dürfte Männern jener Zeit kaum gefallen haben, sich von einer Frau Belehrungen über ein wissenschaftliches Thema anzuhören.

ren. Dass sie das Buch „Versuch“ nannte, war Strategie. Denn es oblag den Leserinnen und (zumeist männlichen) Kritikern, darüber zu urteilen, ob dieser „Versuch“ gelungen war. Die Zeitgenossen bescheinigten ihr den Erfolg. Sie wünschten sich, „daß es etwa doch andere Frauenzimmer geben werde, die dieses Buch lesen, verstehen, gebrauchen, und der scharfsinnigen Verfasserin Dank wissen, daß sie den weiblichen Verstandes-Kräften und Einsichten einen Dienst geleistet habe“.

Vor allem sich selbst hatte sie diesen Dienst erwiesen. Und davon profitierte sie. Philippine von Reden blieb dem Übersetzen und Schreiben treu. 1795 übersetzte sie im Auftrag ihres Vaters Thomas Sheridans Buch „Jonathan Swifts Leben“. Philippine fand auf diese Weise auch Zugang zu durchaus politischen Themen.

Nach dem Tod ihres Vaters 1786 und ihrer Heirat mit Claus Friedrich von Reden 1798 hätte sie sich auf die Rollen der Ehefrau und Mutter konzentrieren können. Aber sie machte weiter, ehrte ihren Quälgeist von Vater, indem sie seine Biografie schrieb, und führte später seine Arbeit fort. In eigenen Ratgebern unterrichtete sie, wie Erziehung zu sein hätte, beschränkte sich dabei aber, wie vielleicht anzunehmen gewesen wäre, nicht auf Mädchen, sondern widmete sich auch der Erziehung von Jungen. Ihr letztes Werk richtete sich wieder an Frauen. Es ist ein Anstandsbuch, wie diejenigen, für die ihr Vater heute noch berühmt ist.

Auch wenn Philippine von Reden sich letztlich den Gepflogenheiten der Zeit unterwarf, zeigt ihre Entwicklung doch eines: Wer einmal das selbstständige Denken gelernt hat, kann nicht zurück in einen Status der Unwissenheit. Es ist wie mit dem Fahrradfahren: das Denken verlernt man nicht. ♀



Louise von Bose als 8-jähriges Kind, Porträt von August von der Embde, 1820

ERKENNE DICH SELBST

LOUISE VON BOSE (1813-1883)

Die Kasseler Bürger hätten sie am liebsten aus der Stadt geworfen. Allen Anfeindungen zum Trotz vermachte Louise von Bose, geboren 1813 in Berlin, ihrer Heimatstadt ein Museum und förderte viele weitere hessische Einrichtungen mit großzügigen Stiftungen.

Welch ein bezauberndes Kind!

Jeder Kunstsinnige, der die Neue Galerie in Kassel besucht, schaut auf seinem Rundgang zuerst in ihre blauen Augen: Louise von Bose als Achtjährige, gemalt 1820 von August von der Embde. Ihre Lippen umspielt ein Lächeln, so undeutbar wie das der Mona Lisa. Sie sitzt auf einem Stein, hält eine Taube in der Hand. Das weiße Empirekleid und der Strohhut mit dem gelben Seidenband zeugen von nobler Herkunft. Eine idealisierte Landschaft umgibt sie: Klippen, eine antik aussehende Säule, Blumen und Grün. Eine Idylle, die trügt.

Louises Existenz war vom Tag ihrer Geburt an von öffentlichem Interesse. Das lag an ihrer Mutter, Emilie Ortlöpp. Die war „nur“ die Tochter eines Goldschmieds, erfolgreich und gut betucht, aber bürgerlich. Und daran, wer ihr Vater war: Wilhelm II., Kurfürst von Hessen-Kassel. Emilie Ortlöpp war seine Geliebte – und Louise deshalb ein Bastard.

Die kleine Louise bekam das deutlich zu spüren. Als wäre der Umstand, dass sie unehelich geboren war, nicht genug, musste sie unruhige politische Zeiten durchleben. Ab dem Jahr ihrer Geburt begann in Deutschland eine Phase der Restauration. Nach Napoleons Niederlage 1813 bei Leipzig stellten die Fürsten ihren Status als absolutistische Herrscher wieder her, ganz gegen die Hoffnung der Bevölkerung auf Demokratie. Dass Wilhelm II. in Kassel sich neben seinen Schlössern, Ländereien, Besitztümern nun eine Mätresse hielt, die auch noch in Kassel lebte, erregte den Zorn der Bürger.

Louise genoss unterdessen ihre Schulbildung, war der Liebling ihres Vaters. Die negative Stimmung in der Stadt, was ihre Familie betraf, muss Louise trotz all der Zerstreuungen, die sie als Fürstentochter genoss, mitbekommen haben. Die Kasseler Bürger wollten die „Hure“, wie sie Emilie, inzwischen Gräfin von Reichenbach, nannten, aus der Stadt verjagen. Man sagte ihr nach, ihren Einfluss auf den Kurfürsten in der Hinsicht geltend zu machen, alles beim Alten belassen zu wollen. Die Bürger aber riefen nach Mitbestimmung.

Aber nichts blieb beim Alten. 1831, Louise war gerade 18, unterzeichnete Wilhelm die Verfassungsurkunde. Doch des Kurfürsten Beharren, seine „Zweitfamilie“ in seiner Nähe zu haben, erzürnte die Menschen derart, dass Wilhelm II. keinen anderen Ausweg sah, als seine Heimatstadt zu verlassen. Er zog mit Emilie und den Kindern nach Südhessen, verzichtete schließlich auf die Regentschaft. Es sollte noch zehn Jahre dauern, bis Wilhelm und Emilie endlich heirateten.

Wahre Heldinnen

Nach dem Tod ihrer Mutter war es für Louise an der Zeit, an ihre eigene Zukunft zu denken. Sie war gebildet, hatte Ansprüche, da kam ihr die Werbung des Diplomaten Carl August von Bose gerade recht. Sie führten eine glückliche Ehe, davon zeugen etliche Briefe. Das Interesse für die Naturwissenschaften und die Kunst einte sie.

Gemeinsam besuchten sie auch die Mittelmeerländer, Frankreich, England, studierten Kunstwerke, bildeten sich fort auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. Besonders das Interesse für Darwin war groß, dessen Abstammungslehre ihnen Ernst Haeckel in Jena näherbrachte. Bis Louise am Herzen erkrankte und nicht mehr reisen konnte.

Was sollte sie nun anfangen mit dem riesigen Vermögen, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte? Emilie von Reichenbach hatte ihren acht Kindern 48 Millionen Mark hinterlassen. Also unterstützte sie Nichten und Neffen, wo sie konnte, und betätigte sich als großzügige Spenderin verschiedenster Einrichtungen. Krankenhäuser, Schulen, Universitäten profitierten von ihren Stiftungen, darunter die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt. Ein Großteil ihres Vermögens aber floss nach Kassel, wo Louise von Bose besonders die Hilfebedürftigen am Herzen lagen.

Von dem Museum, das Louise von Bose 1883 ihrer Heimatstadt stiftete, sind heute nur die beiden Säulen am früheren Gebäudeeingang erhalten. Sie bewachen das Areal an der Luisenstraße 5, wo Louise von Bose das Museum einst hatte errichten lassen. Die Kasseler Bevölkerung hatte sich nicht sonderlich für ihren Nachlass interessiert, für die Gegenstände, die das Leben der Landgrafen so angenehm gemacht hatten: die Gemälde, die Tischwäsche, das Porzellan, die Bücher – kaum 40 Jahre hatte das Museum Bestand. 1959 wurde die eigens dafür gebaute Villa im Palladio-Stil abgerissen.

An der Luisenstraße befindet sich heute auch das marmorne Doppelporträt von Louise und Carl August von Bose. Unter ihren Büsten eingemeißelt steht: „Erkenne dich selbst“ – ein Aufruf an alle Passanten zur Bescheidenheit, zu der Einsicht, wie begrenzt die Macht der Menschen ist, aber auch – im platonischen Sinne – zu dem Wissen, dass die göttliche Seele in jedem Menschen das Potential zu edler Entfaltung besitzt. 



Malwida von Meysenbug im Porträt von Franz von Lenbach,
erschienen 1899 in „Lebensabend einer Idealistin“

DEN EIGENEN PLATZ EROBERN

MALWIDA VON MEYSENBUG
(1816-1903)

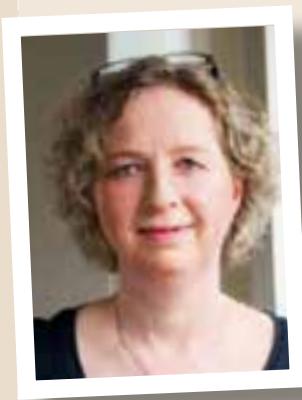
Verfolgt, verjagt, ausgestoßen – die Schriftstellerin Malwida von Meysenbug, 1816 in Kassel geboren, kämpfte für Selbstbestimmung, Bildung und Freiheit, für ihre eigene und für die der Frauen insgesamt. Gegen die gesellschaftlichen Konventionen der Zeit wählte sie den Weg der Freidenkerin, der politisch Liberalen, der Idealistin.

Wahre Heldinnen

STARKE FRAUEN

AUS NORDHESSEN

Elisabeth Selbert ist eine „Mutter des Grundgesetzes“, Gertrud Elisabeth Mara war Primadonna am Hof Friedrichs II. Carolin Schäfer holte Silber bei der WM im Siebenkampf, Christine Brückner verarbeitete ihre Kriegserlebnisse in vielgelesenen Romanen. Claudia Jütte wurde mit ihrem Betrieb „Landwirtin des Jahres“. Einige sind bekannt, manche sogar berühmt. Wieder andere meistern einfach ihren Alltag auf bewundernswerte Weise – sie alle sind wahre Heldinnen. Dieser Band erzählt ihre inspirierenden Geschichten.



Andrea Gunkler, Jg. 1967, hatte nie vor, bis zur Rente die Bücher anderer Leute in die Regale zu sortieren. Deshalb beendete sie 2010 ihre Laufbahn als Bibliothekarin und wurde Autorin. Sie ist Mitglied der 42erAutoren und der Mörderischen Schwestern. Mit Mann und Katze lebt sie in Waldhessen.

ISBN: 978-3-8313-3212-0

9 783831 332120

€ 14,00 (D)